Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: "Ich glaube an den Frühling"
Autor: Vogel, Marie
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572325

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

am Spanischen Platz. Wie soll man da nicht gehoben werden in der Erinnerung und sich fühlen: Das alles hast du in Natura jetzt gesehen! Und den erstaunten Laien erklärt und beschreibt man in entzückten Worten diese Herrlichkeiten. Und was für eine Freude, Genugtuung und herrliche Augenblicke gibt es im Kreise von Bekannten, die das herrliche Italien kennen und wo alle Erlebnisse, Eindrücke und Beobachtungen ihren lebhaften Austausch finden! Vom Fachini und dem Caffè Colonna wird viel gesprochen, und besonders meine liebe Frau und ich verweilen täglich in Gedanken an diesen heimlichen Plätzen. Wie mag es jetzt dort hergehen, wer nimmt unsere Stelle ein? Könnten Sie doch abends noch auf ein Stündchen zu einem Gläschen Wein jetzt in die Hornau aus dem Caffè Colonna heraufkommen, wie groß wäre unsere Freude! Doch nein, besser wäre es, wir wohnten noch bei Lotsch; es wäre für Sie entsetzlich, in dieses scheußliche Wetter, das wir schon lange hier haben, auch nur für ein Stündchen hineinzuschmecken; es ist trostlos, diese Stürme, heulende, pfeifende Winde und diese Regengüsse! Mein Oberlicht tropft, die Fenster klirren. Kein Hund geht aus, es ist ein Kot bis über die Knöchel! Pfui, wer möchte es lange aushalten! .... Von der Münchener Ausstellung werden Sie wohl viel gehört und gelesen haben. Ich bin nicht hingereist. Erstens hatte ich das Reisen etwas satt, München sonst nicht sehr lieb, eine große Masse der französischen Bilder habe ich schon gesehen. Dann aber noch der Hauptgrund: ich fürchtete mich vor den allzuvielen Bekannten, mit denen ich in Anschauung der Kunst nicht mehr einverstanden bin. Ich hätte mir den Mund zupappen müssen oder ich hätte Streit und Händel bekommen. Auch wurde ohne mein Wissen ein Bild, das ich vor vierzehn Jahren malte, ausgestellt und sonst nichts, was mich sehr ärgerte. Im ganzen muß aber die Ausstellung doch von sehr großem Interesse gewesen sein; wer den Sieg errungen, glaubt jeder nach seiner Weise und Ansicht. Die Münchener, die mit der größten Masse ins Feld gerückt sind und am meisten, ja man sagt alles verkauft haben, wie, ist leicht zu denken, sind natürlich wegen dieses Erfolges im Siegestaumel. — Geschrieben wurde viel und sehr Widersprechendes. Wie Sie wahrscheinlich gelesen, trug auch Stückelberg einen Preis davon und, was mich wunderte, mit dem Bilde, das Sie auch kennen, die Kinder aus Romeo und Julia auf dem Lande, das er aber bedeutend übermalt haben soll und mit „Jugendliebe“ getauft. Einige andere Bilder, die er ausstellte, hörte ich mehr rühmen. Vor einigen Wochen war ich in Basel; da sah ich von Stückelberg zwei hübsche Kinderporträts, in der Weise des Velasquez gemalt, sehr kräftig und lebendig auf schwarz präpariertem Grund. Von Böcklin sah ich zwei Fresken, italienische Landschaften, in einem Gartenpavillon von ausgezeichneter Schönheit. Auch diejenigen im Treppenhaus des Museums haben besonders in Komposition, Erfindung und Anordnung große Schönheiten; da er aber überlebensgroße Figuren behandelte, so hat die richtige Zeichnung und Modellierung manches zu wünschen. Das Publikum, das wie immer auf solchen Fehlern herumreitet, verschimpft diese Arbeiten gar zu arg. Böcklin ist und bleibt dennoch ein ausgezeichneter Künstler. So hat er in einem in München ausgestellten Bilde ähnliche Erfahrungen machen müssen. — Freund Schlöth ist damals einen Tag vorher nach Rom abgereist; ich hatte ihn zu treffen gehofft. Es tut einem so leid, daß die sämtlichen Künstler Basels einer gegen den andern so aufgebracht und unverträglich sind. Es ist so schwer, mit ihnen im Zusammensein zu verkehren. Jeder einzelne genommen ist immer ein tüchtiger Mensch. — Der arme T. Schieß in München hat auch schon sterben müssen, was Sie wohl schon gelesen haben werden. Es ist sehr traurig; er hinterläßt eine junge Witwe mit vier kleinen Kindern. Am meisten nebst der Witwe ist wohl Steffan zu bedauern. Rittmeyer ist diesen Winter in München .... Stäbli soll sich ganz ordentlich in München machen. Er wird als Landschafter mit einem feinen Talent sehr geschätzt. Leider hat er mit einem kleinen, sehr fein gestimmten Bilde auf der schweizerischen Ausstellung in Winterthur gar keinen Erfolg und Anerkennung gehabt. — Ueberhaupt, unsere Kunstzustände der Schweiz lassen außer Basel wenig Rühmenswertes berichten, und so will ich mit dieser kleinen Rundschau schließen. — Von Ihnen aus Rom erwarte ich Interessantes, wenn ich noch auf Gnade meines langen Stillschweigens hoffen darf, zu vernehmen... Alle unsere Freunde und Bekannten werden wieder ins Winterquartier eingerückt sein. Zürcher wird wieder in der schönen Gallerie Borgheſe kopieren; er solle mir die irdische und göttliche Liebe recht schön grüßen. O, hätte man doch eine so schöne Photographie *dieses* Bildes wie von der Aurora! Hätte ich Geld, so müßte *mir* Freund Zürcher dies Bild kopieren. Ist er wieder mit Bühlmann ausgesöhnt, und wie geht's ihm? Ihr habt immerhin ein schönes Leben zusammen. Ihr seid wie eine Familie, ja noch besser; denn es ist am Ende doch jeder sein eigener Herr..... Die neuen Ausgrabungen auf dem Palatin, von denen ich Nachricht diesen Sommer gelesen habe, würden mich sehr interessieren. Die Malereien müssen so wunderschön sein, weit besser als die in Pompeji. Leroux soll sie für die Akademie kopieren. Haben Sie sie gesehen? — Von Frau Stadler sehen wir sehr wenig, und den Io non voglio più sehe ich gar nie. Italienisch wird natürlich nie mehr getrieben von mir; hingegen meine liebe Frau spricht oft mit sich selbst auf italienisch. — In der schönen Kirche Sta. Maria degli Angeli soll jetzt eine Ausstellung von christlicher Kunst sein; was wird es wohl Schönes dort geben? — Nun werden Sie wohl müde sein von dem vielen dummen Zeug zu lesen. Ich bin es vom Schreiben. Noch lange möchte ich mit Ihnen über alles Mögliche plaudern, wenn's nur nicht geschrieben werden müßte, auf diese Distanz ..... O. W.

„Ich glaube an den Frühling ...“

Nachdruck verboten.

Skizze von Marie Vogel, Berlin.

Wieder lag der Wald in der düster sterbenden Glut der Novembersonne; buntes Laub, gestorben und abgefallen, bedeckte das Moos, und jener Herbsthauch zog durch die Aeste, der in so märchenhafter Weise die Vergänglichkeit aller Erdenschönheit vor Augen zaubert, doch aber so innig getränkt ist mit sicherer Frühlingsahnung, daß er im Menschen jenes wunderbare Gefühl des vollen Naturgenusses erweckt, wie es nur ein Sonnenstrahl in kalter Herbstluft gebiert.

Still, ganz still lag der Forst, und die Blätter fielen so leise und zart, als wollten sie den heiligen Frieden nicht stören. Nur noch einmal wirbelten sie übermütig, vom leisen Hauch getragen, in den goldigen Strahlen der Sonne, gleich als ob sie all ihre Schönheit, ihre ganze Farbenpracht zeigen müßten, bevor sie hinuntersinken in ihr buntes Grab, — zugleich die Quelle neuen Lebens für den Ast, der sie geboren.

Willig legen sie sich unter den Fuß des Menschen, der eintritt in den Zauberdom, und dämpfen seinen Schritt; er soll fühlen, wo er ist; er darf die Stille nicht stören, und ein ehrfürchtiges, dankbares Gefühl überkommt ihn; es tut ihm wohl, all die Ruhe, die Versöhnung, die in seiner Umgebung liegt.

Auch Sie kam wieder den Weg herauf durch die hohen Stämme, wie vor einem Jahr. Alles war so gleich geblieben, nur die Blätter, die ihr Fuß und der Saum ihres Kleides leicht berührten, waren andere geworden. Sonst dieselbe Ruhe, derselbe Friede um sie herum. Langsam, den Kopf gesenkt, und doch die volle Schönheit und Stimmung auf sich einwirken lassend, kam sie durch die Schatten der Bäume heran.

Es war noch kaum ein Jahr, und sie war denselben Weg gegangen mit Ihm. Wohl war es auch Herbst gewesen, alles starb um sie, alles war vorbei — nur sie und ihr Herz hatten nicht daran geglaubt. Sie hatte damals, den Frühling in der Seele, seinen Worten gelauscht, hatte sich an ihn geschmiegt und in die Purpurstrahlen der Sonne geblickt, um dann, wie überwältigt von der Fülle des Lichts, ihre heiße Stirne an seiner Schulter zu bergen.

Sie war so namenlos glücklich gewesen — und er — er hatte auch so glücklich, so selig geschienen, er war so gut zu ihr gewesen, hatte von ihrem Glück, von ihrer Liebe gesprochen, hatte sie in seine Arme geschlossen und ihr seine unermeßliche Seligkeit zugeflüstert. Und dann hatte sie die Augen geschlossen und sich küssen lassen — so innig, so heiß — noch jetzt glaubte sie die Glut auf den Lippen zu fühlen — Und dann war er

Erste Skizze zur „Gotthardpost" (1873) von Rudolf Koller (1828—1905), im Besitz der Gottfried Keller-Stiftung, deponiert im Künstlergut Zürich.

so plötzlich verschwunden — wenige Tage darauf — hatte nichts hinterlassen, kein Lebewohl, keinen Blick — nichts, gar nichts! Als ob er nie gewesen, war er fort und hatte sie zurückgelassen — dem Wahnsinn nahe, in unsäglicher Pein — — Warum? Dieses Warum hatte sie gequält seit jenem Morgen, da sie erfuhr, er sei verreist — niemand wisse wohin. Ach, sie hatte es ja nicht geglaubt, sie hatte es nicht glauben wollen, hatte die Gleichgültige gespielt — Und doch hatte sie eine wahnsinnige Angst hingetrieben zu seiner Wohnung — heimlich war sie hingeschlichen — und dann hatte sie es gehört, selbst gehört — — er war fort. Kein Wort für sie — kein Liebeszeichen! Sie wagte kaum zu fragen, überall ein gleichgültiges oder spöttisches Achselzucken — — sie war vielleicht nicht die einzige, die fragen kam — Es durchzuckte sie kalt, ihre Augen umflorten sich, und das Bewußtsein war ihr entschwunden.

Sie hatte sich dann wiedergefunden auf ihrem Lager und hatte gelogen, alle belogen — Nein, es sollte es wenigstens keiner wissen, daß ihr Alles aus dieser Welt geschwunden; keiner sollte ahnen, was sie litt, keiner sollte ihn beschuldigen — ihn, der sie zu Tode getroffen hatte und den sie so unendlich liebte.

Dieses Warum hatte sie gequält die langen Wochen ihrer Krankheit hindurch, dieses Warum, auf das sie doch keine Antwort fand — keine Antwort finden wollte! Gegen das: Er hat dich belogen, dich vergessen, dich nie geliebt — sträubte sich ihr ganzes Innere, ihre ganze Liebe, ihr ganzer Stolz. — Dann hatte sie immer gehofft — er mußte ja kommen, der Brief — er mußte; tausend und abertausend Möglichkeiten hatte sie erwogen, mit wahrer Wut aufgegriffen — um sie eben so schnell wieder zu verwerfen.

Doch Tag um Tag war langsam und öde verstrichen, ohne daß ein Lebenszeichen zu ihr gedrungen. Dann hatte sie aufgehört zu hoffen; immer stiller und trauriger war sie geworden — doch eine Antwort auf jenes grausige Warum hatte sie nie gefunden, sie hatte nie aufgehört ihn zu lieben.

Wie oft war sie dann den Weg hinangestiegen zur alten knorrigen Bank im Walde über der Stadt, hatte an ihn gedacht und an jenen Herbsttag, wo sie zum letzten Mal mit ihm hier oben gestanden! Sie hatten auf das fallende Laub gesehen, lang und schweigend — dann hatte er sie geküßt — still und heilig. Nur sie hatte in übersprudelnder Laune ihre Augen zu ihm aufgeschlagen und schelmisch gesagt: „Unser erster Kuß unter sterbendem Laub, ein Bild der Vergänglichkeit! Bist du abergläubisch?" Da hatte er so seltsam gelächelt, sie enger an sich gezogen und gesagt: „Ich glaube an den Frühling!" Damals hatte sie sich fast geschämt, als sie ihn das gefragt — und doch, wie oft waren ihr jene Worte seither in den Sinn gekommen! Seit dem Tage aber, an dem er sie verlassen, glaubte sie an den Herbst und nur an welkes Laub — Und doch klangen seine Worte immer noch wie von Ferne nach: „Ich glaube an den Frühling . . ."

Doch der Frühling für das Laub der Bäume war gekommen — ihr Frühling war nicht gekommen, sie hatte den Glauben daran verloren. Zu jeder Jahreszeit war sie hier heraufgestiegen: im tiefen Schnee — in der lachenden Frühlingswonne — in der schwüldunstigen Abendluft des Augusttages! Hier oben hatte sie noch etwas Linderung ihrer Pein gefunden, und so einsam sie sich fühlte, so war ihr hier oben doch das Gefühl der Einsamkeit weniger traurig, weniger vernichtend, als unter all den Menschen, die ihren Kummer nicht verstanden, die nichts für sie fühlten, nicht mit ihr fühlen konnten.

Hier oben, bei den Bäumen, die seine letzten Worte gehört, bei den Blättern, die bei seinem letzten Kuß gefallen, war ihr wohl; dort hatte er ja jenes „Ich glaube an den Frühling" gesprochen, und die Natur hier rings um sie glaubte ja daran, hielt diese Worte heilig; sie selbst hatte den Glauben verloren.

Nur einmal hatte es aufgeflackert, das kleine Flämmchen ihrer Hoffnung, nur einmal hatte sie etwas von ihm gehört, aber so unbestimmt, so wenig, daß es ihr wie Hohn vorkam.

Er solle in Amerika sein und dort sich eine Stellung geschaffen haben — Ein Tropfen auf einen glühenden Stein, gerade genug, um ihre Pein, ihr Denken von neuem zu beleben, vom Sterben sie zurückzuhalten, zum Leben so bitter, bitter wenig!

Wie oft hatte sie an den Tod gedacht als Freund! Wenn er doch käme, wenigstens er! Sie würde ihn nicht zurückgestoßen haben — mit einem Danke auf den blassen Lippen wäre sie ihm gefolgt in sein dunkles Reich. — Ihn suchen — auch der Gedanke war unbestimmt, doch deutlich in ihrer Seele aufgestiegen — ihn suchen, den Freund? Doch nein, da stellte sich wieder jenes kleine Fünkchen Hoffnung zwischen sie und den Abgrund und flackerte zur mächtigen Flamme auf, daß sie die Schlucht nicht mehr sah und zurückschreckte vor der Finsternis und leben wollte für ihn, nur für ihn — und er kam nicht.

So war es denn wieder Herbst geworden, ein schöner, kalter Herbsttag, gerade wie damals. Heute mußte sie hinaufsteigen an ihren Lieblingsplatz im Schatten der sterbenden Bäume.

Langsam, kaum hörbaren Schrittes war sie durch den Wald gezogen, immer tiefer und tiefer; unter ihr schwanden die Häuser der Stadt, und kalte würzige Luft, schon durchzogen von den ersten Nebelschleiern des Abends, wehte ihr an die heißen Schläfen.

Noch einmal blieb sie stehen. Die Hand gegen einen hohen Stamm gelehnt, blickte sie hinab auf die Dächer, die alle von der Sonne mit Kupfer und Gold bezogen schienen; dann wandte sie müde den Kopf und trat heraus auf die kleine Lichtung, wo sich die alte Bank, Stütze suchend, anschmiegte an ihren Freund, den alten treuen Waldriesen. Schon wollte sie träumend sich niederlassen, als ihr Blick starr auf das morsche Holz gerichtet blieb, während ihre Hand, Hülfe suchend, in einen Ast des Buschwerks griff, der als Zeichen seiner Hülfefreudigkeit ihr das Letzte gab, was er sein Eigen nannte — eine Handvoll welker Blätter. Krampfhaft preßte sie das Laub zusammen und blickte schwer atmend immer noch nach dem alten Stamm. „Ich glaube an den Frühling!“ stand deutlich in kräftigen rohen Zügen im morschen Holze eingeschnitten. Ihre ganze Gestalt durchlief ein Zittern; sie sank leise zurück, sie wollte sprechen — doch zwei heiße Lippen schlossen ihr den Mund.

Lange stumm lagen sie sich in den Armen; nur „Verzeihung!“ hatte sie gehaucht und ihre glühende Stirne noch fester an seine Brust gelegt. Er zog sie näher an sich, küßte die liebe Stirne, und ein Blick voll unsäglicher Freude, von unsäglichem Glück und tiefem Mitleid traf das blonde Köpfchen, das sich an ihn schmiegte.

„Mein Frühling!“ stammelte sie und küßte das zerknüllte welke Laub in ihrer Hand.

Erinnerung an den St. Gotthard.

Mit Abbildung.

Längst bekannt ist der alte Gotthardpaß als starke Verkehrsader zwischen Nord und Süd. Jetzt führt bekanntlich die Gotthardlinie durch den nahezu fünfzehn Kilometer langen Felsenstollen des St. Gotthard.

Derweilen ist es auf der Paßhöhe droben recht still und öde geworden. Die rauschenden Wogen des lauten Weltmarktverkehrs reichen nicht mehr hinan. Verschwunden sind die ächzenden Lastwagen, verstummt ist das helle Getrappel der vielen Saumpferde und der eintönige Zuruf der Viehtreiber. Das stattliche Fünfgespann der Schweizer Alpenpost mit seinem lustigen Schellengeklingel verkehrt längst nicht mehr, und der rüstige Wanderer geht nur noch zur hohen Sommerszeit hinüber; denn die Gotthardbahnzüge fahren in fünfzehn bis zwanzig Minuten unten durch den Tunnel, und auf den Höhen des St. Gotthard haust der Winter eisig streng, wohl fast so wie im hohen Norden.

Vor 1882 war's mit dem Gotthardverkehr freilich noch anders. Da gingen zur Winterszeit täglich die Postschlitten hin- und herüber, trotz sibirischer Kälte, riesiger Schneemassen und großer Lawinengefahr. Teure Menschenleben und wertvolle Postgüter waren dem jeweiligen Leiter der Gotthardpost, dem Postkondukteur, während mehrtägiger Fahrt von oft vierzig bis sechzig Schlitten anvertraut. Gewiß keine Kleinigkeit! Daß es zu solch verantwortungsvollem Posten besonders tüchtiger Männer bedurfte, das ist selbstverständlich. Kecker Wagemut, erprobte Manneskraft und volle Zuverlässigkeit waren unerläßlich. Mancher Postillon endete als Opfer seiner Pflicht. Der Gotthardpostillon, wie auch der Kondukteur im Volksmunde hieß, war denn auch meist eine kernige Natur und imposante Gestalt. Unser letzter Kondukteur der Gotthardpost, der über fünfzig Jahre in verantwortungsvollem Postdienste stand, Michael Danioth von Andermatt (Uri), also vom Gotthard selbst, ein echter Gebirgssohn, schied 1904 aus dem Dienste. Obschon er tief in die Siebzig geht, hält der silberhäuptige Greis sich noch stramm aufrecht wie eine knorrige Wettertanne.

Michael Danioth, der letzte Gotthardpostillon.

Der St. Gotthard gehört bekanntlich zu den wildesten Gebirgspässen der ganzen Alpenkette. Ein Uebergang zur strengen Winterszeit, ja bis weit ins Frühjahr hinein, war nicht selten voll Schreckniſſe, Gefahren und Mühsale. Er entbehrte aber auch des Romantischen nicht und bot richtigen Kraftnaturen dutzendfache Gelegenheit, irgendwie sich auszuzeichnen. Es fehlte nicht an Abenteuern. Auch der kleine Schalk Cupido soll nicht selten mitgefahren sein. Und wie lieb manches Mal die guten Mönche des St. Gotthardhospizes den hin und wieder Eingeschneiten getreulich geholfen, die Langweile zu vertreiben, das möchte kaum geschrieben am Himmel stehen, behauptet Michael Danioth, wenn er etwa einmal in seiner Erinnerung blättert, was freilich höchst selten so geschieht, daß andere es erfahren.

Danioth hat aber in seinem langen und beschwerlichen Dienste vieles erlebt. So wurde sein Postzug zu Anfang der Sechzigerjahre am Monte Cenere bei tiefdunkler Nacht von italienischen Wegelagerern räuberisch überfallen, und am 12. November 1874 mußte Michael Danioth der Post zu Hülfe eilen, die in der wilden Felsenschlucht der Tremola am Südfuße des Gotthard von einer mächtigen Lawine verschüttet worden war. Seiner aufopfernden Anstrengung gelang es, alle Insassen bis auf den Postillon Renner aus erdrückender Masse von Eis und Schnee zu befreien und unters gastliche Dach des Hospizes zu bringen. Schon fast erschöpft, rettete er auch das Postfelleisen noch.

Karl Eichhorn, Luzern.